**(20) Texte 10/I: Differente Lebenswelten – der Alltag im nationalsozialistischen Deutschland: Willy Cohn/Victor Klemperer: Tagebücher 1933/34**

Zu den eindrucksvollsten literarischen Dokumenten der Periode zwischen 1933 und 1945 zählen die Tagebücher der jüdischen Verfolgten. Autobiografien von Privatpersonen, Tagebücher und familiengeschichtliche Aufzeichnungen sind literarische Mitteilungsformen, die in Krisenzeiten eine besondere Bedeutung erlangen. Die Gründe liegen im politisch-situativen Kontext. Während das Tagebuch in normalen Zeiten vor allem ein Mittel der individuellen Selbstverständigung in Form einer Auseinandersetzung mit Erfahrungen, Wahrnehmungen, Normen, persönlichen Ziel- und Wertvorstellungen ist, verhält es sich in einer Krisensituation anders. Das Bedürfnis einer Verständigung mit dem engeren persönlichen oder sozialen Umfeld gewinnt an Gewicht. Der Autor eines Tagebuchs oder einer Autobiografie ist sich in Krisenzeiten in der Regel bewusst, dass er Zeuge einschneidender Veränderungen ist. Mit der schriftlichen Fixierung der entsprechenden Wahrnehmungen und der daraus resultierenden Überlegungen versucht er, sich Klarheit über den Charakter des Wahrgenommenen und über mögliche Folgen zu verschaffen. Er legt Rechenschaft hinsichtlich seines Verhaltens ab, da es möglicherweise Konsequenzen sowohl für ihn selber als auch für seine Angehörigen und Freunde hat. Als impliziter Leser steht dem Autobiografen in dieser Situation ein konkretes Gegenüber vor Augen: etwa die Familie oder die Gruppe derer, die sich in einer vergleichbaren Situation befinden wie der Autor. Das Tagebuch, das in normalen Zeiten als ein privates, vor- oder halbliterarisches Dokument nur in Sonderfällen Aufmerksamkeit auf sich zieht, wird auf diese Weise zum historischen Beleg. Die konventionellen, zumeist alters- oder sozialspezifischen Merkmale, die die Tagebuchliteratur üblicherweise auszeichnen, treten in den Hintergrund. Dafür treten – deutlicher als sonst – für den Rezipienten zeitgeschichtlich relevante Verhaltens- und Bewusstseinsformen in Erscheinung. Verfügen die Autoren zudem über stilistisch-darstellerisches Talent, entstehen unter derartigen Umständen literarisch wie historisch hochinteressante Dokumente.

 Solche Tagebücher sind sowohl in Deutschland geschrieben worden als auch in den vom Dritten Reich okkupierten Ländern. Bei Hélène Berr, die in Paris während der deutschen Okkupation zwischen 1942 und 1944 ihr Tagebuch verfasste,[[1]](#footnote-1) bestechen atmosphärische Sensibilität und stilistische Brillanz. Die Autorin präsentiert sich und die Situation, in der ihre Familie, ihre Freunde und vor allem sie selber sich befinden, im Spiegel eines durch Subtilität und sprachliche Eleganz sich auszeichnenden atmosphärischen Bildes: beeindruckend durch die Darstellung ihrer Empfindungen und Stimmungen, der Impulse, die das Studium an der Sorbonne und die Kontakte zu den akademischen Lehrern vermitteln, jedoch vor allem durch die allenfalls gelegentlichen, deshalb aber besonders bewegenden Einblicke in den beklemmenden Alltag jüdischer Verfolgter im Frankreich des mit den Okkupanten kooperierenden Vichy-Regimes. Ihre Arbeit für die Widerstandsbewegung wird ausgespart. – Bei Etty Hillesum,[[2]](#footnote-2) Philip Mechanicus[[3]](#footnote-3) oder Mirjam Bolle,[[4]](#footnote-4) die zu annähernd derselben Zeit in den Niederlanden Tagebücher schreiben, ist die Gewichtung dagegen völlig anders. Hier steht die präzise Dokumentation in Zentrum: die Beschreibung des Alltags im Lager Westerbork, der Deportationen und eines Lebens unter dem ständigen Druck der Deportation.

 Von den Tagebüchern der Phase der Deportationen „in den Osten“, also nach Auschwitz und in die anderen Vernichtungslager, unterscheiden sich die Tagebücher aus der Anfangszeit der NS-Diktatur beträchtlich. Hier herrscht – zumindest auf den ersten Blick – noch „Normalität“, also ein vergleichsweise gesichertes, von den Ereignissen weitgehend unberührtes Familienleben, dessen Ruhe allein durch die sich immer stärker häufenden Berichte über die antisemitischen Exzesse, die für die erste Jahreshälfte 1933 charakteristisch sind, unterbrochen zu werden scheint. Doch dieser Eindruck täuscht. Der Antisemitismus hat in Wahrheit bereits tiefgreifende Auswirkungen auf das soziale Leben der Betroffenen. Der Prozess der Segregation hat bereits begonnen. Kontakte zu „arischen“ Freunden, Kollegen und Geschäftspartnern, die bislang als absolut stabil erschienen, beginnen sich zu lockern oder brechen sogar plötzlich ab. Die beruflichen und finanziellen Grundlagen geraten in Gefahr. Aber auch der engere Freundeskreis – also die Verbindung zu Personen, die vom gleichen Schicksal betroffen sind – verändert sich. Die Entwicklung verläuft auf disparaten Wegen; sie wird gesteuert von den unterschiedlichen Erwartungen im Hinblick auf die weitere politische Entwicklung und den daraus folgenden Formen von Anpassung bzw. der Verweigerung von Anpassung, wobei auch die Verweigerung unterschiedliche Formen annimmt. Sie reichen vom völligen, scheinbar ‚unpolitischen‘ Rückzug ins Privatleben und den unterschiedlichen Varianten der Rückbesinnung auf die jüdische Religion bis zum aktiven politischen Widerstand.[[5]](#footnote-5)

 Während die jüdischen Verbände und Interessenvertretungen auf die einschneidenden Veränderungen zunächst noch abwartend bzw. beruhigend reagieren,[[6]](#footnote-6) also teilweise den Anschein vermitteln, die Veränderungen besäßen nur in partiellen Bereichen des sozialen und politischen Lebens Bedeutung, die Rechtssicherheit des demokratischen Staates bestehe also fort, stellt sich die Lage für die Mehrzahl der Betroffenen aufgrund der Alltagserfahrungen völlig anders dar. Sie haben durchaus das Empfinden, dass sich in Deutschland ein mehr oder weniger irreversibler Bruch vollzogen hat. Dabei unterscheidet sich die Lage – und damit auch die Einschätzung der Situation – seitens derjenigen, die zum Christentum konvertiert sind bzw. mit einem „arischen“ Partner verheiratet sind, deutlich von der Beurteilung der Lage durch diejenigen, die sich als bekennende Juden, möglicherweise sogar als Angehörige einer orthodoxen Richtung des Judentums verstehen. Bei Letzteren berühren die Ereignisse Grundfragen von Integration, Assimilation bzw. der bewussten Verweigerung der Assimilation. Diese Problemlage spaltet die jüdische Gemeinschaft; sie stellt sogar die traditionelle innerjüdische Solidarität in Frage.

 Dieser Prozess der allmählichen Auflösung der bisherigen, mehr oder weniger unbewusst wahrgenommenen jüdisch-bürgerlichen Lebenswelt ist an den Tagebüchern aus der Anfangsphase der NS-Diktatur, vor allem an dem Vergleich der Tagebücher Willy Cohns und der Victor Klemperers, deutlich zu erkennen.[[7]](#footnote-7) Speziell das Tagebuch Willy Cohns[[8]](#footnote-8) zeigt die Ausgrenzung, Ächtung, Einschüchterung, Beraubung aus der Innenperspektive. Die Fakten selber sind für Historiker in der Regel nicht neu, nur wird in den Aufzeichnungen Willy Cohns deutlich, in welchem Maße die antisemitischen Ausschreitungen den Alltag beeinflussen. Das löst eine Umstellung der Lebensgewohnheiten aus, vor allem Bemühungen um den Schutz der Kinder. Parallel dazu brechen die Kontakte zu den „arischen“ Kollegen ab. Der Lebensbereich wird zunehmend enger: Der Besuch von Konzerten, Theatern, von Bibliotheken hört auf. Ohne dass dieses Faktum den Betroffenen sofort bewusst wird, entsteht an der Stelle des bisherigen sozialen Umfeldes ein neues Umfeld: die von der „deutschen“ Kultur abgegrenzte, ‚ghettoisierte‘ jüdische Gesellschaft. Dies ist umso paradoxer, als die Interessenschwerpunkte des Tagebuchschreibers noch immer in charakteristischer Weise ‚deutsch‘ sind: die deutsche Geschichte und die deutsche Kultur, die deutsche Universität mit den entsprechenden Fächern usw.

 Ein zweites, bereits erwähntes Faktum, das immer stärker in Erscheinung tritt, ist die zunehmende Zersplitterung der jüdischen Sozialgruppe.[[9]](#footnote-9) Diese Gruppe war nie einheitlich strukturiert. Es gab schon immer religiöse Unterschiede, speziell ein breites Spektrum assimilatorischer Tendenzen – von der Konversion, der Heirat nichtjüdischer Partner, dem politischen Bekenntnis zum deutschen Nationalismus bis zum Bekenntnis zu Marxismus und Internationalismus –, aber ebenso ein vielfältiges Spektrum antiassimilatorischer Tendenzen: vom Zionismus bis zur Vielfalt traditioneller, orthodoxer jüdischer Bekenntnisse. Unter dem Druck von Antisemitismus und nationalsozialistischer Verfolgung gewinnen diese Unterschiede jedoch eine ganz andere Bedeutung. Die Zionisten grenzen sich von den „Assimilanten“ ab – wie umgekehrt. Diejenigen, die ihre wirtschaftliche oder berufliche Grundlage verloren haben, entwickeln Ressentiments gegenüber denjenigen, die davon – einstweilen – verschont sind. Jedermann versucht, Unterstützung, Hilfe, zu finden, und man sucht sie entweder in der Familie oder im Kreis derjenigen unter den Stigmatisierten, die der eigenen Position beruflich, politisch, sozial oder religiös nahestehen. Die antagonistischen Kräfte innerhalb des Judentums werden verstärkt bzw. treten erst jetzt in voller Gestalt in Erscheinung. Gleichzeitig wird die Notwendigkeit, Unterstützung und Hilfe bei der Vertretung der gemeinsamen Interessen, dem CV, zu finden, immer größer. Willy Cohns Tagebücher sind die Dokumentation über das Ende der deutsch-jüdischen Symbiose.

 Diese Entwicklung ist, wie Norbert Conrads, der Herausgeber von Willy Cohns Autobiografie *Verwehte Spuren,* in der Einleitung[[10]](#footnote-10) unter Berufung auf Norbert Elias sagt, zum Teil auch den Besonderheiten des Breslauer Judentums geschuldet: Es sei „eine eigene, festgefügte Schicht des Bürgertums“ gewesen, die vielfach gar nicht mehr bemerkt habe, dass sie in den Augen der Anderen eine „Gesellschaft zweiten Ranges“ geblieben war. Die jüdische Gesellschaft habe sich in besonderem Maße der „deutschen Kultur “ verbunden gefühlt. Ohne das jüdische Mäzenatentum hätten in Breslau die Orchesterkonzerte, das Lobe-Theater und all die anderen Theater nicht Bestand haben können: „[P]olitisch waren die deutschen Juden Außenseiter, und zugleich waren sie Träger des deutschen Kulturlebens.“ Gleichzeitig war das Breslauer Judentum in zwei religiöse Lager gespalten: ein streng orthodox gesinntes und ein reformorientiertes. Willy Cohn war Mitglied der orthodoxen Gruppe. Das jüdische Leben in Breslau war intensiv: Die Stadt war Sitz einer jüdischen Hochschule, einer jüdischen Volkshochschule, jüdischer Krankhäuser, Logen und Vereine; sie hatte höhere und niedere jüdische Schulen wie das 1923 begründete jüdische Reformrealgymnasium und mit dem Johannesgymnasium auch ein konfessionsloses Gymnasium.

Willy Cohns Tagebücher faszinieren durch die völlig unprätentiöse Mischung von politischen Beobachtungen und privat-familiären Mitteilungen. Sie zeichnen sich durch Gradlinigkeit und Konsequenz aus. Willy Cohn war sich darüber im Klaren, dass im Januar 1933 der Antisemitismus zur Staatsdoktrin geworden war. Als Historiker sah er voraus, dass Staat und Gesellschaft durch den Antisemitismus ein anderes Gesicht erhalten würden. Das Recht war abgeschafft – nicht nur für Juden, aber *speziell* für Juden. Das bedeutete für Willy Cohn als loyalen Staatsbürger: Es gab in Deutschland „kein Recht“ mehr – keinen rechtlichen Schutz, keine Rechtssicherheit: „nirgends“.

Willy Cohn wurde 1888 in Breslau geboren – äußerlich eine eher unauffällige Erscheinung, von kleiner Statur, etwas beleibt, ein Familienvater, der sich hingebungsvoll um seine Kinder kümmert und am familiären Leben intensiv Anteil nimmt, der kontaktfreudig ist, Freundschaften pflegt, dabei aber auch seinen wissenschaftlichen Interessen nachgeht. Er ist promovierter Historiker, in der Fachwelt bekannt als der „Normannen-Cohn“.

 Diese Charakterisierung bezieht sich auf seine Dissertation über die Geschichte der normannisch-sizilischen Flotte zwischen 1060 und 1154 sowie zahlreiche weitere, thematisch einschlägige Arbeiten. Er ist ein Fachmann für die jüdische Geschichte – nicht nur der engeren Region, sondern in ihrer Gesamtheit. Cohns ursprüngliches Berufsziel war die Erlangung einer Professur. Noch 1927 hatte er durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und mit Unterstützung des Heidelberger Historikers Karl Hampe ein wissenschaftliches Stipendium für eine Studienreise nach Sizilien erhalten. Doch bereits im Vorfeld eines Antrags auf Zulassung zur Habilitation hatte Cohn Ablehnung gespürt.[[11]](#footnote-11) Es war vermutlich die Selbstachtung, das Gefühl, als orthodoxer Jude – und zudem als Sozialdemokrat – in Universitätskreisen nicht willkommen zu sein, das Cohn veranlasst hatte, von der Habilitation Abstand zu nehmen. Willy Cohn war sensibel; er reagierte empfindlich. Er unterstellte – vermutlich mit Recht –, dass im Falle einer Ablehnung als Argument nicht der tatsächliche Grund: sein religiöses Bekenntnis, sondern fachliche Vorwände angeführt würden. Das berührte jedoch die politische wie die wissenschaftliche Selbstachtung. Ähnliche Probleme hatte es bereits Anfang der 20er Jahre mit der Schulbehörde gegeben. Beabsichtigt war eine Versetzung an ein Mädchengymnasium, die Viktoriaschule.[[12]](#footnote-12) Doch die Versetzung scheiterte an Protesten der Elternvertretung. Cohn war sich über die Gründe völlig im Klaren. Als die Breslau SPD Cohn sogar zum Stadtschulrat ernennen will und Cohn sich die Auswahl der möglichen Kandidaten vor Augen führt, tritt er zurück. Für ihn wiederholt sich die Konstellation. Der Kreis der Akademiker, die für diese Position in Fage kamen, war klein: „Da aber mußten wir feststellen, daß eigentlich nur zwei Juden übrig blieben. Der eine – das war ich – führte den Namen Cohn, der andere den Namen Lewy. Ich war mir blitzartig darüber klar, daß ein Stadtschulrat mit dem Namen Cohn ein Unglück für das Breslauer Judentum bedeutete.“[[13]](#footnote-13) Der Name „Cohn“ ist das Stigma.[[14]](#footnote-14)

1933 ist Willy Cohn 44 Jahre alt, in zweiter Ehe verheiratet, Vater von vier Kindern und Studienrat am Breslauer Johannesgymnasium. Er hat am Weltkrieg teilgenommen und ist mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Was Cohn von seinem Umfeld unterscheidet, ist, dass er als gläubiger, *orthodoxer* Jude sich deutlich vom liberalen, assimilierten ‚deutschen‘ Judentum distanziert, sich aber gleichwohl voll und ganz als „Deutscher“ versteht, dabei Zionist und Sozialdemokrat ist.

 Cohns Sensibilität für den immer stärker anwachsenden Antisemitismus und die Ausbreitung antisemitischer Einstellungen in den Eliten der Gesellschaft ist ein Resultat der Erfahrungen während des Weltkriegs. Der Antisemitismus im Militär war bereits eine Erfahrung während Cohns Zeit als Einjähriger. Juden wie Cohn wurden nicht zu Offizieren befördert.[[15]](#footnote-15) In der Artillerieeinheit, in der er diente, galt das Kommando: *„Allgemeine Richtung: Der Jude“.* Gemeint war die Kuppel des jüdischen Friedhofs als Ziel![[16]](#footnote-16) Während des Krieges verstärkte sich der Antisemitismus. Die Juden wurden trotz strikter Pflichterfüllung, wie Cohn formuliert, in „Solidarhaftung“ für die Vergehen anderer Juden genommen. Es war eine „doppelte Buchführung“: „Alles Gute, was wir leisten, wird auf das Konto des Gastvolkes geschrieben, dem wir angehörten, alles Schlechte aber, was aus unserer Mitte hervorgeht, wird dem Judentum zur Last gelegt.“[[17]](#footnote-17) Er bezieht als Antwort auf die Erfahrung von Antisemitismus und Zurücksetzung eine Gegenposition: „Man muß einen Standpunkt haben!“[[18]](#footnote-18) „Im Vorhof der Hölle müssen (so schildert es Dante in seiner Göttlichen Komödie) diejenigen schmachten, die in ihrem Leben nicht den Mut hatten, Stellung zu nehmen.“ Für Willy Cohn bedeutet das, dass er sich zum Zionismus bekennt und sein Judentum auch „nach außen“ zeigt.[[19]](#footnote-19) Sein Vorwurf gegen das liberale Judentum lautet, sich nicht offen zum Judentum zu bekennen:[[20]](#footnote-20) „Charakteristisch für die Haltung der Breslauer Judenschaft war […] die Indifferenz […]. Gewiß, es gab keinen Roman, den man nicht gelesen haben mußte; es gab keine Premiere, kein Konzert, bei dem man nicht dabei war. Aber wozu jüdisches Lernen? Das brachte doch nichts ein und half im Leben nicht weiter!“[[21]](#footnote-21)

Es handelte sich hier um ein keineswegs untypisches Phänomen. Eine ganze Gruppe der Generation, die im Weltkrieg an der Front gestanden hatte, wandte sich in den 1920er Jahren von Assimilation und Liberalismus ab, bekannte sich zum traditionellen Judentum und zum Zionismus, also zur Auswanderung nach Palästina, der *Alija*.[[22]](#footnote-22) Das schloss nicht aus, dass die Angehörigen dieser Gruppe sich wie Cohn im emphatischen Sinne als „Deutsche“ verstanden. Sie waren sich bewusst, dass sie durch die deutsche Kultur entscheidend geprägt worden waren, aber empfanden es als unangemessene Anbiederung an die Normen und Vorurteile der Mehrheitsgruppe, den zunehmenden Antisemitismus als bloßes, für den Alltag scheinbar irrelevantes Faktum zu akzeptieren.

Willy Cohn wird im August 1933 aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums zwangspensioniert. Er gilt als Jude *und Sozialdemokrat* politisch als „unzuverlässig“.

Nach der Entlassung aus dem Schuldienst hat Willy Cohn große Schwierigkeiten, mit der schmalen Pension die Familie zu ernähren. Er ist angewiesen auf Nebeneinkünfte: auf die Honorare für die an Zahl schnell anwachsenden Beiträge für die jüdische Presse, vor allem auf die Vergütungen für Vorträge, die er in den jüdischen Gemeinden und Institutionen in nahezu ganz Deutschland hält. Die daraus resultierende Belastung führt zu einer starken Einschränkung des persönlichen intellektuellen Freiraumes, zumal gesundheitliche Probleme hinzukommen. Auf die wissenschaftliche Arbeit möchte Cohn nicht verzichten; er konzentriert sich jedoch zunehmend auf Themen der jüdischen Geschichte in Deutschland.

Natürlich weiß Cohn, dass damit die eigene Reputation als Wissenschaftler wächst. Er versteht seine Tätigkeit jedoch vor allem als Arbeit für die Zukunft der jüngeren Generation, speziell als Arbeit für seine Kinder: „O G’tt, gib mir Kraft, weiter zu kämpfen, um der Kinder willen.“[[23]](#footnote-23) Dieser Motivation entspricht auch sein persönliches Verhalten. In der Synagoge sitzt er nicht an hervorgehobener Stelle, an der „Ostwand“ – man fordert ihn immer wieder auf, dort Platz zu nehmen –, sondern „an meinem gewohnten Platz bei den Kindern“.[[24]](#footnote-24) Seine Gedanken kreisen nahezu ständig um die Ausreise nach Palästina, nach *Erez.* Er beginnt, konsequent Iwrith zu lernen. Doch die Ausreise ist ein Ziel für die jungen Leute. Für sich selber zieht er sie nicht – oder nur in seinen Wunschphantasien – in Erwägung: „ich sehe für mich [in Palästina] keine Existenz“.[[25]](#footnote-25) Das ist verständlich. Die Chance, eine Anstellung im akademischen Bereich zu erhalten, besteht nicht. Es zeichnet sich auch keine Möglichkeit ab, die Pension nach Palästina zu transferieren. Körperlich-gesundheitlich ist Cohn für die Arbeit in einem Kibbuz nicht befähigt. Zusammen mit seiner Frau unternimmt er immerhin eine Reise nach Erez Israel – in der verzweifelten Hoffnung, dass sich an Ort und Stelle doch noch Chancen auftun könnten.

Willy Cohns politisches Urteil unterliegt Schwankungen. Es wird eine klare Abgrenzung vom politischen Kurs des C.V., des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, erkennbar: Der C.V. ist für Cohn zu „deutschnational“, zu anbiedernd. Das Plädoyer für den Verbleib in Deutschland hält er für falsch. Die politische Zukunft liegt für Cohn in *Erez,* also im Aufbau einer jüdischen Gemeinschaft in Palästina, *aber es ist eine Zukunft ausschließlich für die Jugend*.

Cohn polemisiert in dieser Frage gegen die „Ober-Assimilanten“ in der Breslauer jüdischen Gemeinde[[26]](#footnote-26), die sich gegen die Einrichtung eines Auswanderungsheims aussprechen, weil es in Breslau angeblich zu wenige auswanderungswillige Jugendliche gibt. Nach seiner Auffassung verweigern sich die „assimilatorischen Kreise“ einer Unterstützung der Jugend-Alija, weil sie die Jugendlichen als Lehrlinge brauchen: Jugendliche seien für die jüdischen Kaufleute und Handwerker „ein bequemes Ausbeutungsobjekt“. Ein derartiges Verhalten ist in Cohns Augen ein „widerliches Schauspiel“. Er argumentiert hier als Sozialist. Ebenso drastisch moniert Cohn, dass die „stark assimilatorisch eingestellten Leute“ mit dem „Heimatgefühl“ agieren würden. Für Cohn ist das widersinnig, da in den „Orten unserer ‚Heimat‘ [den kleinen Orten in der Umgebung Breslaus] die schlimmsten Beschimpfungen über Juden stehen“.[[27]](#footnote-27) Kritisch fallen seine Bemerkungen auch zur jüdischen Bevölkerung Berlins aus: in Berlin „nur unangenehme Kurfürstendammjuden“.[[28]](#footnote-28) Er prognostiziert, dass die ältere jüdische Bevölkerung in Deutschland bleiben wird. Für die Gefahr des Holocaust ist er jedoch blind. Er sieht die aktuelle politische Entwicklung vielmehr aus der Perspektive der historischen Tradition: Hier vollziehe sich erneut das charakteristische „Judenschicksal“. Er bewundert diejenigen, die dieses „Judenschicksal“ bewusst annehmen.[[29]](#footnote-29)

 Im Oktober 1935 zeichnet sich die Möglichkeit einer Berufung auf die Direktorenstelle am Jüdischen Reformrealgymnasium ab: „In der Sitzung des Vorstandes der hiesigen zionistischen [!] Ortsgruppe brachte der Vorsitzende Tauber die Frage der Neubesetzung der Leitung des Jüdischen Gymnasiums zur Sprache und schlug mich vor. Darauf sprang wie von der Tarantel gestochen mein früherer Kollege Alfred Cohn auf und erklärte, dies ginge keineswegs; Leute mit dem Paragraphen vier kämen nicht in Betracht“.[[30]](#footnote-30) Natürlich ist der Bezug auf den ominösen Paragrafen 4 ein Vorwand. Er zeigt, dass Cohn sich durch seine Gradlinigkeit, durch die Direktheit seiner Äußerungen, sogar unter den Zionisten zunehmend unbeliebt macht. Cohn negiert die Infamie. Jegliche Konzilianz in Fragen der politischen Überzeugung geht ihm ab: „Wenn man mich will, so muß man sich um mich bemühen. Träte der Ruf an mich heran, wo würde ich mich einer jüdischen Aufgabe nicht entziehen.“[[31]](#footnote-31) Er fährt fort: „Ich bleibe mir treu; das bin ich mir schuldig; ich setze mich auch keiner Kritik der Herren vom Schulverein mehr aus.“ Auch diese Position isoliert.

Unter dem Druck von Stigmatisierung und Verfolgung gewinnt das religiöse Leben für Willy Cohn eine zunehmend stärkere emotionale Bedeutung. Er findet Kraft und Bestätigung vor allem durch das Gebet. Die Welt, das geliebte „Deutschland“, ist für ihn fremd geworden. Die Konflikte, mit denen er täglich konfrontiert ist, kann er psychisch kaum noch bewältigen:

„Wenn man den vergangenen Tag überdenkt, so empfindet man es als den größten Segen unseres Glaubens, daß er uns die Möglichkeit gibt, einmal ganz in uns zu gehen und uns völlig auf sich selbst zurückzuziehen. Die Kraft der Gebete und die uralten Melodien sprechen sehr zu meinem Herzen.“[[32]](#footnote-32)

Der Vollzug des religiösen Rituals gewinnt für Willy Cohn eine immer größere Bedeutung:

„Den *Schabbat* mit den Kindern mit besserem Essen begangen. Wir machen das jetzt immer feierlicher. Susannchen [die jüngste Tochter] ißt dann auch mit und hat eine Todesangst, daß sie zu wenig bekommt. – Nachher habe ich den *Thora*abschnitt genau gelesen, das mache ich jetzt jede Woche, und Trudi [die Ehefrau] hat mit Ernst hebräisch gelernt. So ändern sich die Zeiten!“[[33]](#footnote-33)

Speziell die jüdischen Feiertage: das Pessach-Fest, das mit dem Sederabend eingeleitet wird, und Jom Kippur, werden zum Zentrum des familiären Lebens:

„Die tiefe Symbolik dieses Abends bedeutet mir in diesen Zeiten sehr viel und läßt einen wieder seelisch stark werden!“[[34]](#footnote-34)

„Der *Jom Kippur* hat seine ganze Gnade mir auch gestern zu Teil werden lassen; ich fühle mich als ganz anderer Mensch!“[[35]](#footnote-35)

In scharfen Kontrast zu den Empfindungen von Geborgenheit, das Religion und Familie vermitteln, stehen die Gefühle, die das Geschehen auslöst, das sich in der Außenwelt vollzieht.

 Willy Cohn nimmt diese Diskrepanz mit wachsender Verzweiflung zur Kenntnis. Betroffen sind aus seiner Sicht speziell die jüdischen Kinder, sofern sie weiterhin die öffentlichen Schulen besuchen. Unter ihren arischen Mitschülern sind sie die Parias. Sie können die Zurücksetzung und Ausgrenzung, mit der sie konfrontiert sind, mental nur begrenzt verarbeiten. Der Anpassungsdruck ist ungeheuer. Ihnen wird, wie Cohn konstatiert, auf diese Weise buchstäblich „die Seele verbogen“. Die Ausnahmesituation wird unter diesen Bedingungen zur Normalität. Cohn registriert konsterniert: Sie empfinden „die Zurücksetzungen schon gar nicht mehr“.[[36]](#footnote-36)

 Einzelne, besonders spektakuläre Vorkommnisse unterstützen ihn in dieser Einschätzung. Er hofft, dass die Eltern daraus die richtige Konsequenz ziehen:

„Gestern hörte ich, an der Gerhart-Hauptmann-Oberrealschule hat man Konzentrationslager [!] gespielt und natürlich den jüdischen Schüler in das ‚Lager‘ geschleppt. Als sich der Vater beschwerte, hat der Direktor die Achseln gezuckt; daraufhin hat der Vater das Kind abgemeldet; allmählich werden schon die jüdischen Eltern merken, daß die Atmosphäre auf den deutschen Schulen für ihre Kinder keine erfreuliche ist.“[[37]](#footnote-37)

Hier ist eine deutliche Verärgerung darüber zu spüren, dass die Eltern ihre Kinder nicht bereits früher in eine jüdische Schule gegeben haben. Für Willy Cohn handelt es sich dabei nicht bloß um Gedankenlosigkeit, sondern um eine bereits als fahrlässig zu bezeichnende *Verdrängung* *der Realität*. Die Realität – das sind für Willy Cohn die „Stürmerkästen“, also die öffentlichen Aushänge von Julius Streichers Zeitschrift *Der Stürmer*, sowie die im Stadtbild überall präsenten antisemitische Plakate und Klebezettel.

 Für Willy Cohn beginnt die nationalsozialistische Diktatur mit dem Siegesrausch von SA und SS an 31. Januar. Nur einen Tag wird ein nationalsozialistischer kommissarischer Leiter des Kultusministeriums eingesetzt. Cohns Kommentar dazu: „Wenn ich irgend eine Möglichkeit sehen würde, würde ich sofort aus dem Schuldienst ausscheiden.“[[38]](#footnote-38) Am 4. Februar 1933 entschließt sich Cohn, für den Fall seines Todes ein Testament und einen Abschiedsbrief an seine Frau zu schreiben. Am 6. Februar erhält er eine Nachricht, die ihn stark erschüttert, weil sie einen früheren Schüler betrifft:

„Eine furchtbare Nachricht, mein früherer Schüler Steinfeld (Molly) ist gestern nach dem Reichsbannerumzug von S.A.-Leuten ermordet worden. Solche Zeiten haben wir. […] Ja, wir leben in herrlichen Zeiten in diesem Hitlerdeutschland, und das ist erst der Anfang.“[[39]](#footnote-39)

Kurze Zeit später muss Willy Cohn erkennen, dass sogar sein eigener Sohn gefährdet ist: Der Rabbiner Vogelstein unterrichtet ihn über einen Brief, den er von der Gemeinde bekommen hat:

„Ein Schüler der Unter- oder Oberprima sei in seinem Leben aufs schwerste bedroht, weil durch ihn ein nationalsozialistischer Schüler von der Schule verwiesen worden sei. Es war mir sofort klar, daß es sich um den Fall Müller handelt und gegen Wölfl [seinen Sohn Wolfgang] gerichtet war.“[[40]](#footnote-40)

Diese Gefahr geht vorüber, weil Wolfgang weniger Tage später das Abitur ablegt. Noch Mitte April 1933 weicht Wolfgang Cohn nach Frankreich aus. – In den folgenden Monaten häufen sich die Nachrichten über antisemitische Exzesse, Morde und öffentliche Aufrufe zum Mord, von Ausschreitungen gegen jüdische Richter und Anwälte und gegen den Intendanten des Lobe-Theaters Paul Barney, der in den Oswitzer Wald geschleppt und „mit Gummiknüppel und Hundepeitsche“ niedergeschlagen wird.[[41]](#footnote-41) Die Nachrichten werden immer schlimmer:

„Perle erzählte mir daß Rechtsanwalt Jonny Schneider mit der Hundepeitsche in seinem Büro vor den Leuten geschlagen worden ist“.[[42]](#footnote-42)

Es werden „Leute […] in die braunen Häuser geschleppt und fürchterlich geschlagen“.[[43]](#footnote-43) Die an den städtischen Krankenhäusern beschäftigen Juden werden „bis zum letzten Medizinalpraktikanten“ gekündigt bzw. beurlaubt. Justizrat Epstein hat sich das Leben genommen:

„Täglich liest man von Selbstmorden jüdischer Akademiker. So werden schuldlose wertvolle Menschen in den Tod gejagt, weil sie diese Schmach nicht glauben ertragen zu können.“[[44]](#footnote-44)

Juden werden „entfernt wie ein eingewachsenes Haar!“[[45]](#footnote-45) – Für Willy Cohn der Freitod jedoch kein Ausweg: „So darf man ja nicht denken, man muß sich den Seinen erhalten. Aber es gehört schon alle Energie dazu, um sich seelisch über Wasser zu halten.“[[46]](#footnote-46)

1. Hélène Berr: *Pariser Tagebuch 1942-1944.* Mit einem Vorwort von Patrick Modiano und einem Nachwort von Mariette Job. München 2009. [↑](#footnote-ref-1)
2. *Das denkende Herz.* Die Tagebücher von Etty Hillesum 1941-1943. Hrsg. von J. G. Gaarladt. Reinbek 1985. [↑](#footnote-ref-2)
3. Philip Mechanicus: *Im Depot.* Tagebuch aus Westerbork. Mit einem Vorwort von Eike Geisel. Berlin 1993. [↑](#footnote-ref-3)
4. Mirjam Bolle: *„Ich weiß, dieser Brief wird Dich nie erreichen“.* Tagebuchbriefe aus Amsterdam, Westerbork und Bergen-Belsen. Frankfurt a.M. 2006. Mirjam Bolle führt ein Tagebuch in (fiktiven) Briefen, die an ihren Verlobten, der sich bereits in Palästina befindet, adressiert sind. [↑](#footnote-ref-4)
5. Ein Beispiel – allerdings für die Spätphase – ist die Berliner Gruppe Baum. Auch im ISK und in anderen Widerstandsorganisationen ist der Anteil von aus rassistischen Gründen Verfolgter hoch. Vgl. Wolfgang Wippermann: *Die Berliner Gruppe Baum und der jüdische Widerstand*. Berlin 1981 (= Schriftenreihe der Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstrasse. H. 1); Arnold Paucker: *Jüdischer Widerstand in Deutschland.* Berlin 1989 (= Schriftenreihe der Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstrasse. H. 37). [↑](#footnote-ref-5)
6. Saul Friedländer: *Das Dritte Reich und die Juden.* Bd. 1: *Die Jahre der Verfolgung 1933 – 1939.* München 1998, S. 26 ff. Friedländer verweist auf einen Leitartikel im *Israelitischen Familienblatt* zur Wahl vom 5. März 1933 hin, auf die Eingabe von Leo Löwenstein, dem Vorsitzenden des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, vom 4. April 1933 und auf die – möglicherweise jedoch taktisch bestimmte – Erklärung des Rabbiners Joachim Prinz, „daß eine Auseinandersetzung mit der ‚Neuordnung‘ in Deutschland, die das Ziel hat, ‚den Menschen Brot und Arbeit zu geben […] weder beabsichtigt noch möglich ist.‘“ [↑](#footnote-ref-6)
7. Von den Tagebüchern Willy Cohns und Victor Klemperers unterscheidet sich wiederum Walter Tausks *Breslauer Tagebuch 1933 – 1940* [Berlin-Ost 1975] beträchtlich. Bei Tausk dominiert das konstante, politische Urteil. Auf diese Differenz gehe ich an dieser Stelle nicht näher ein. [↑](#footnote-ref-7)
8. Willy Cohn: *Kein Recht, nirgends.* Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933-1941. Hrsg. von Norbert Conrads. Bd. 1: 1933-1938; Bd. 2: 1938 - 1941. (= *Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte*. Hrsg. von Joachim Bahlcke u. Norbert Conrads. Bd. 13,1 u. 2). Köln/Weimar/Wien 2006. – Zitiert unter: Cohn, Bd. 1. [↑](#footnote-ref-8)
9. Der Ausgangspunkt sind die antisemitischen Ausschreitungen. Willy Cohn schreibt (16. März 1933): „Alle jüdische Richter und Staatsanwälte in Breslau sind beurlaubt […]. Auch den Anwälten ist empfohlen worden, nicht ins Gericht und nicht einmal ins Büro zu gehen, unter solchen Zuständen leben wir. Dabei hat man noch das Gefühl, von der Welt völlig abgeschnitten zu sein, weil in unseren Zeitungen überhaupt nichts steht.“ (Cohn, Bd. 1, S. 19) – Bezeichnend dafür, dass ein Prozess der – zumindest partiellen – Entsolidarisierung einsetzt, ist Cohns Bemerkung, dass davon „auch die Getauften [betroffen sind], darüber habe ich allerdings nur über das Letztere eine gewisse Schadenfreude gehabt“ (ebd.). [↑](#footnote-ref-9)
10. Willy Cohn: *Verwehte Spuren.* Erinnerungen an das Breslauer Judentum vor seinem Untergang. Hrsg. von Norbert Conrads. (*= Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte.* Bd. 3).Köln/Weimar/Wien 1995, S. 4 f. [↑](#footnote-ref-10)
11. Vgl. Norbert Conrads: Einleitung. – In: Willy Cohn: *Spuren*, S. X. [↑](#footnote-ref-11)
12. Till van Rahden: *Juden und andere Breslauer.* Göttingen 2000, S. 320. – Van Rahden kommentiert den Vorgang so: „Viele der nichtjüdischen Schüler versuchten, den Antisemitismus der Elternbeiräte noch zu übertreffen. Sie ‚verschönerten‘ die Schulgebäude mit Hakenkreuzen, verteilten Tausende antisemitischer Flugblätter und versuchten, die Autorität der jüdischen Lehrer zu untergraben, indem sie ihren Judenhaß in die Schulstunden trugen. 1921 hatten sich die antisemitischen Vorfälle so gehäuft […]“ (ebd.). [↑](#footnote-ref-12)
13. Cohn: *Spuren*, S. 279. [↑](#footnote-ref-13)
14. Die Stigmatisierung durch den Namen erwähnt Cohn auch an einer weiteren Stelle seiner Autobiografie: „Für meine ganze Stellung zu Menschen ist vielleicht die folgende Kleinigkeit nicht ohne Interesse. Es wurde damals [1929] in Breslau eine Pädagogische Akademie eröffnet. Wenn ich nicht Jude gewesen wäre und den Namen Cohn getragen hätte, so hätte es wohl keines Zweifels bedurft, daß ich die Professur für mittlere und neuere Geschichte bekommen hätte.“ Cohn wird nicht berufen, aber der Berufene wendet sich an Cohn mit der Bitte um Unterstützung bei der Vorlesung über Staatsbürgerkunde durch geeignete Literatur (Cohn: *Spuren*, S.544). [↑](#footnote-ref-14)
15. Um diese Zurücksetzung zu rechtfertigen, benötigte man einen Vorwand: Cohns Qualifizierungsaufsatz wurde mit „ungenügend“ bewertet (Cohn: *Spuren*, S. 196). [↑](#footnote-ref-15)
16. Ebd., S. 190. [↑](#footnote-ref-16)
17. S. 272. [↑](#footnote-ref-17)
18. S. 280. [↑](#footnote-ref-18)
19. S. 307. [↑](#footnote-ref-19)
20. „Nur nicht das Judentum nach außen zeigen“. Ebd. [↑](#footnote-ref-20)
21. S. 311. [↑](#footnote-ref-21)
22. Vgl. Avraham Barkai: *„Wehr Dich!“*,a.a.O., S. 226-257. [↑](#footnote-ref-22)
23. Eintrag vom 24. Jan. 1935, S. 204. Cohn schreibt den Namen Gottes niemals aus. [↑](#footnote-ref-23)
24. Eintrag vom 26. Jan. 1935, S. 204. [↑](#footnote-ref-24)
25. Eintrag vom 25. Oktober 1934, S. 171. [↑](#footnote-ref-25)
26. Eintrag vom 26. Januar 1935, S. 205, ebenso S. 207 f. (3. Februar 1935). [↑](#footnote-ref-26)
27. Eintrag vom 5. Februar 1934, S. 208. – Cohn besucht die orthodoxe Synagoge. Von der Synagoge der „Assimilanten“ spricht er abfällig als von der „Orgelsynagoge“ (Eintrag vom 6. Oktober 1934, S. 163). [↑](#footnote-ref-27)
28. Eintrag vom 10. August 1934, S. 146. [↑](#footnote-ref-28)
29. Eintrag vom 3. September 1934, S. 153. – Cohn spricht auch in Zusammenhang eines aus Russland stammenden, dann in Deutschland naturalisierten, jetzt „staatenlosen“ jüdischen Artisten von einem „typischen Judenschicksal“ (S. 170, vgl. ebenfalls S. 204). [↑](#footnote-ref-29)
30. Eintrag vom 3. Oktober 1935, S. 282 f. – Der § 4 lautet: „Beamte, die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten, können aus dem Dienst entlassen werden. Auf die Dauer von drei Monaten nach der Entlassung werden ihnen ihre bisherigen Bezüge belassen. Von dieser Zeit an erhalten sie drei Viertel des Ruhegeldes (§ 8) und entsprechende Hinterbliebenenversorgung.“ [↑](#footnote-ref-30)
31. Eintrag vom 28. November 1935, S. 302. [↑](#footnote-ref-31)
32. Eintrag vom 20. September 1934, S. 157. [↑](#footnote-ref-32)
33. Eintrag vom 3. November 1934, S. 174. [↑](#footnote-ref-33)
34. Eintrag vom 18. April 1935, S. 215. [↑](#footnote-ref-34)
35. Eintrag vom 8. Oktober 1935, S. 285. [↑](#footnote-ref-35)
36. Eintrag vom 10. August 1935, S. 258. [↑](#footnote-ref-36)
37. Eintrag vom 18. August 1934, S. 149. [↑](#footnote-ref-37)
38. Eintrag vom 1. Februar 1933, S. 7. [↑](#footnote-ref-38)
39. Eintrag vom 6. Februar 1933, S. 8. [↑](#footnote-ref-39)
40. Eintrag vom 3. März 1933, S. 15. [↑](#footnote-ref-40)
41. Eintrag vom 12. März 1933, S. 18. [↑](#footnote-ref-41)
42. Eintrag vom 19. März 1933, S. 19. [↑](#footnote-ref-42)
43. Eintrag vom 24. März 1933, S. 21. [↑](#footnote-ref-43)
44. Eintrag vom 5. April 1933, S. 27. [↑](#footnote-ref-44)
45. Eintrag vom 13. April 1933, S. 30. [↑](#footnote-ref-45)
46. Eintrag vom 5. April 1933, S. 27. [↑](#footnote-ref-46)